

Zwischen Abgesang und Sehnsuchtssuche – Reden von Gott in der Gegenwartsliteratur¹

Anmerkungen zum Verhältnis von Verkündigung und Literatur I

»Wie sollt ich, Herr, dein Heilig Licht verkünden«...? Mit diesen Worten eröffnet *Reinhold Schneider* (1903–1958) im Jahre 1938 eines seiner zahlreichen Sonette aus dieser Zeit. Darin beklagt er das Grundproblem eines jeden Predigers: Wie soll man mit menschlichen, stets letztlich unbeholfenen Worten »Gott« verkünden, Seinen Willen, Sein Wesen, Seine Gegenwart? Schneider weiß, dass er in diesem Versuch letztlich nur scheitern kann und es doch immer wieder versuchen muss. Wie andere dezidiert christliche Schriftsteller neben ihm verstand sich Schneider als von Gott berufener Verkünder, doch nicht im Medium der Predigt von der Kanzel, sondern im Medium der Dichtung. Schneiders gleichaltriger Freund und Mit-Dichter *Jochen Klepper* (1903–1942) konnte in diesem Zusammenhang sogar direkt von einem »dichterischen Apostolat« sprechen: »Ich bitte Gott immer wieder, dass er aus meinem Schreiben etwas wie ein Pfarramt« mache, notierte Klepper am 31. März 1934 in seinem nachmals berühmtem Tagebuch »Unter dem Schatten deiner Flügel«.

Davon – vom Selbstverständnis einer göttlichen Berufung zum »christlichen Dichter« – sind heutige Schriftsteller weit entfernt. Christliche Literatur im Sinne Reinhold Schneiders und seiner Kollegen wird in unserer Zeit nicht mehr verfasst – zumindest kaum auf der Höhe heutiger ästhetischer Ansprüche. Wer sich auf die Suche macht nach genauen gegenwärtigen Bestimmungen des Verhältnisses von Literatur und Verkündigung, wird so nicht mehr von einem gemeinsamen Anliegen im verschiedenartigen Medium ausgehen können. Umso spannender kann jedoch die Auslotung dieses Verhältnisses sein, wenn man sich auf »produktive Kollisionen« auf der einen und »strukturelle Entsprechungen« (*Dietmar Mieth*) auf der anderen Seite einlässt, wenn man nicht nur bereits Bekanntes in lediglich ungewöhnlicher Form sucht, sondern sich in der Sphäre der Literatur auf andere Zugänge zu Erfahrung, Wirklichkeit und Möglichkeit einlässt. In drei Anläufen soll in den Bänden von »Gottes Wort im Kirchenjahr« des Jahres 2004 diese Beziehung exemplarisch ausgeleuchtet und dann systematisch entfaltet werden.

Die Rede von Gott in der Literatur ist nicht verschwunden. Auch heute gibt es Spuren der Suche nach einer angemessenen sprachlichen Annäherung an die letzte Wirklichkeit. Die Form dieser literarischen Spurensuche hat sich freilich verändert. Wer also Zeugnisse solcher dichterischen Gottesrede und literarisch-religiöser Reflexion heute sucht, muss bereit sein, seine Suchmuster und seine inhaltlichen Erwartungen zu revidieren. Zur Verdeutlichung möchte ich drei bislang nur wenig bekannte Beispieltex te genauer betrachten.

Gott – elegische Erinnerung: Adolf Endler

Der Verfasser des ersten Gedichtes, *Adolf Endler*, wurde 1930 in Düsseldorf geboren, siedelte jedoch als überzeugter Antifaschist 1955 in die DDR über, wo er fortan als Lyriker und Prosaautor, vom Westen weitgehend unbeachtet, in Berlin lebte. 1979 wurde er aus dem DDR-Schriftstellerverband ausge-

schlossen, so dass er auch dort bis zur Wende in den Untergrund vertrieben wurde. Erst nach 1989 wurde er als führender Kopf der literarischen Szene am Prenzlauer Berg wiederentdeckt. Die religiöse Dimension spielt im Werk dieses Sprachspielers und Sinnjongleurs keine nennenswerte Rolle. Vor allem der 1999 im Suhrkamp-Verlag veröffentlichte und weithin rezipierte Gedichtband »Der Pudding der Apokalypse« machte ihn einer breiten Leseöffentlichkeit bekannt. Hier stellte Endler selbst Gedichte aus seiner gesamten Schaffenszeit zusammen, denen seiner Meinung nach bleibende Gültigkeit zukommt. Unter diesen Texten findet sich in der Rubrik »Splitter« der kleine Vierzeiler »Elegie«, nach eigenen Angaben entstanden zwischen 1975 und 1979.

Elegie

Das alles gab es einmal:
Das Süßholz; die Riesenbockwurst;
Die Waldmeisterlimonade; verbilligte Knickeier;
Gott!

Was für ein lapidarer Abgesang: In dieser Elegie schaut der Dichter bedauernd auf das zurück, was es »einmal gab« und dessen Verschwinden nun offenbar beklagt wird. »Süßholz« – ein Strauch aus der Familie der Schmetterlingsblütler, aus dessen süßen Wurzeln man den Grundstoff für Lakritze gewann – uns bestenfalls noch durch das sprichwörtliche »Süßholz raspeln« vertraut; »Riesenbockwurst«; »Waldmeisterlimonade«; »Knickeier«, deren schadhafte Schale zur Möglichkeit eines verbilligten Erwerbs führte. Bis hierher liest sich diese elegische Verlustlitanei wie eine halb ernste, halb ironische Erinnerung an die sinnlichen Verlockungen der Kindheit. Die aufgezählten kulinarischen Genüsse waren die typischen Höhepunkte einer kargen Vorkriegs- und Kriegskindheit. Dass dieser Litanei »Gott« als überraschender abschließender Verlustpunkt hinzugefügt wird – rhetorisch zugespitzt durch den Abklang im harten Einsilber –, bestätigt den halb ernsten, halb ironischen Ton: Zu den Höhepunkten der Kindheit mögen auch Erfahrungen mit »Gott« gehört haben, aber auch sie gehören der Vergangenheit an. Einerseits blickt Endler hier so auf die eigene Lebensgeschichte im Bogen von Kindheit zu Erwachsenenalter zurück, andererseits spiegelt sich in dieser individuellen Erfahrung gesellschaftliche Entwicklung. »Gott« ist in dieser Gesellschaft wie Waldmeisterlimonade – süße Erinnerung, aber unwiederbringlich verloren.

Zentrale Frage jedoch: Welche Bedeutung hat der Titel für die Bestimmung des Tons dieses Gedichts? Ist dies eine »Elegie« im Sinne der »klagend-entsagenden subjektiven Gefühlslyrik«, also ein Sehnsuchtstext? Oder ironischer Abgesang? Oder schließen sich beide Lesarten gerade nicht aus, sondern bedingen einander? Der Text selbst gibt die Antworten auf diese Fragen an die Lesenden weiter. In der so notwendig subjektiven Deutung des Textes wird indirekt eine Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte des individuellen Gottesglaubens möglich, ein Blick auf die Entwicklung fort vom Kinderglauben hin zum heutigen Gottesbild, aber auch eine Erinnerung an die unterschiedlich bewerteten Erfahrungen von Kirche damals und heute.

Abwesenheit ist dein Wesen: Silja Walter

Mit dem zweiten Gedicht springen wir zu einer Dichterin aus einer völlig anderen geistigen Welt. Sie ist eine absolute Ausnahmeerscheinung in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur: der streng katholische Vater ein erfolgreicher Verleger, Urtyp des Patriarchen; der jüngere und einzige Bruder Otto Verlagslektor und erfolgreicher Romancier; sie selbst, eine von acht Schwestern in der Familie, tritt nach akademischer Ausbildung im Alter von 29 Jahren in das kontemplative Benediktinerinnenkloster Fahr bei Zürich ein, wo sie seit über 50 Jahren lebt: *Silja Walter* (*1919), die »dichtende Nonne« Schwester Maria Hedwig. Eine Nonne, die weithin beachtete Lyrik verfasst, Oratorientexte und religiöse Spiele, Erzählungen um den Sinn klösterlich-kontemplativen Lebens in der heutigen Zeit – darin ist sie tatsächlich einzigartig.

1982 hatte sie ein Aufsehen erregendes Radio-Gespräch mit ihrem Bruder geführt, veröffentlicht ein Jahr später unter dem Titel »Eine Insel finden« – ein Gespräch zwischen der in Klausur lebenden Nonne und dem neun Jahre jüngeren Bruder, dieser der Religion völlig entfremdet, sozialistisch-politisch engagiert, vom Leben desillusioniert. Beide hatten sich mehr als 20 Jahre nicht gesehen. Themen: ihr Elternhaus, ihre unterschiedlich verlaufenden Lebenslinien, der Sinn des Schreibens, Religion – die Gottesfrage. Silja Walter dazu: »Ich kann das Absolute nicht beschreiben. Und trotzdem. Trotzdem bemühe ich mich immer wieder, einen Ausdruck dafür zu finden. (...) Ich bemühe mich um das Finden von neuen Bildern, Symbolen. (...) Aber da bleibt trotzdem eine Unzulänglichkeit. Unter dieser Unzulänglichkeit, über Gott reden zu können, leide ich.« *Otto F. Walter*, der Bruder, hatte bekundet, Gott nicht erfahren zu können. Diese Spannung wurde für Silja zum Anlass, neue Gedichte zu verfassen, neue Versuche, »das Absolute zu beschreiben«, im Bewusstsein der Unmöglichkeit und Unzulänglichkeit dieses Versuchs. Schon zuvor hatte sie Lyrik verfasst und veröffentlicht. Doch nie so geschlossen formuliert, so konzentriert: 1985 erschien der Gedichtband »Feuertaube« mit dem Untertitel »Für meinen Bruder«. Aus diesem Band stammt das folgende, wie stets ohne Titel veröffentlichte Gedicht:

Abwesenheit ist
dein Wesen
darin finde ich dich
Die Nägel
meiner Sehnsucht
bluten vom Kratzen
an den Eismeeren
der Welt
Verkohlt ist die Sucht
meiner Suche
in seiner Kälte
Aber da bist du
darin
seit das Kind schrie

bei den Schafen
und brennst
lichterloh
zu mir

Dieses Kerngedicht ist ganz dem Versuch gewidmet, Gott zu beschreiben, die Beziehung der Dichterin/Beterin zu Gott. »Abwesenheit ist dein Wesen« – was für eine Aussage: Nur paradoxe Sprachbilder können Gott annäherungsweise genügen. »Ab« heißt »fort«, negiertes »weg« – und doch »Wesenheit«! Nur in der Abwesenheit lässt sich Gott finden – das ist der Versuch, mystischer Erfahrung Sprache zu geben, einer Erfahrung, die buddhistischen Vorstellungen nahe kommt. »Sehnsucht« wird beschrieben, »Suche« wird genannt im Versuch, diese Abwesenheit zu überwinden, sie als Nähe zu erfahren. Umsonst: Das »Kratzen an den Eismeeren der Welt« führt nur zu »blutigen Nägeln«, die Sehnsucht der Suche ist an der »Kälte verkohlt«. Erneut paradox formuliert: »Verkohlen« deutet eigentlich auf Feuer hin, wird hier aber durch Kälte hervorgerufen. Doch dann die fast verzweifelt formulierte Aussage der Schlussverse: In dieser »Kälte« der weltlichen Eismeere – Bild für die Beziehungskälte der Menschen und die Gleichgültigkeit des Kosmos? – »da bist du«.

Seit wann ist Gott, das im Gebetsgedicht angerufene »du«, »in der Welt«? Das Bild der lukanischen Weihnachtserzählung wird assoziativ aufgerufen: »Seit das Kind schrie bei den Schafen«. Inkarnations-Christologie gibt den theologischen Hintergrund an: Gott ist in dieser Welt »darin«, seit und durch die Menschwerdung Jesu Christi. Aber dieser Hintergrund wird nur allusorisch eingespielt. Wichtig für die Beziehung Gott – Mensch: Seitdem brennt Gott »lichterloh zu mir«. Hintergrund dieses Schlussbildes ist das im Gedichtzyklus immer wieder aufgerufene Bild der »Feuertaube«, des Geistes, der – laut westlichem Credo – »vom Vater und vom Sohn ausgeht«. Zwar ist die Sehnsucht der Gottsuche »verkohlt« in der Kälte der Eismeere. Aber gegen diese Verkohlung brennt Gott ihr selbst in seinem Geist lichterloh entgegen. Wird die eine Verkohlung die andere aufheben? Wird die verzweifelte und ergebnislose Suchbewegung der Beterin durch das Entgegenkommen der »Feuertaube« aufgefangen? Das »Finden von neuen Bildern, Symbolen«, das Silja Walter im Radio-Gespräch erwähnte, führt zu paradoxen Bildern, zu Symbolen, die weniger Erfüllung und Frieden ausdrücken als vielmehr Zerstörung, vollständiges Erfasst-Sein und Verändert-Werden. Das Schicksal der in diesem Gedicht mit solchen Bildern beschworenen Gottessehnsucht bleibt offen.

Vom ungehörigen »Rat der Gottlosen«: Hans Magnus Enzensberger

Und noch einmal ein Sprung, dieses Mal in unsere unmittelbare Gegenwart. Hans Magnus Enzensberger (* 1929) gehört als Lyriker, Essayist, Satiriker, politischer Schriftsteller, Übersetzer und Herausgeber seit 40 Jahren zu den prägenden Figuren des deutschen Kulturbetriebs. Als Vorzeige-Intellektueller, »zorniger junger Mann«, linker Theoretiker prägte er das kulturelle Klima der

Bundesrepublik entscheidend mit. Auseinandersetzungen mit biblischen Motiven (vor allem: Sintflut und Apokalypse), mit biblischer Sprache und den Prägemaßen christlicher Tradition gehören dabei immer schon zu seinem literarischen Repertoire, doch ändert sich der Grundton: von satirischer, manchmal zynischer Bloßlegung bürgerlicher Saturiertheit hin zu einer unpolemischen Offenheit. Aus den zuletzt veröffentlichten Gedichtbänden »Kiosk« (1995), »Leichter als Luft« (1999) und »Die Geschichte der Wolken« (2003) spricht – so Enzensbergers Biograph *Jörg Lau* – »ein zögerndes Geöffnetsein« für »letzte Dinge und Fragen«: »Ungläubig ist er zwar geblieben, aber fromm ist er gleichwohl geworden, weltfromm, schöpfungsfromm«. Das Gedicht »Immer kleiner werdende Unterhaltungen« aus dem letzten Gedichtband kann als Beispieltext dafür fungieren:

Immer kleiner werdende Unterhaltungen

»Wohl dem, der nicht wandelt
im Rat der Gottlosen...«
Man wechselt taktvoll das Thema.

»Der Sinn des Lebens...«
Peinlicher Ausrutscher!

»Alle Verhältnisse gilt es umzuwerfen,
in denen der Mensch
ein erniedrigtes Wesen ist...«
Alles gähnt, geniert sich, lacht.

Dagegen Genome nach Maß,
Unsterblichkeit auf der Festplatte –
O Wissenschaft! Ecstasy! Euthanasie!

Manchmal ist man froh,
dass manche der Ewiggestrigen
unter den Jüngeren
noch ein paar Fragen haben.

Seinem Selbstverständnis als Intellektuellem gemäß war Enzensberger schon immer ein Kritiker des jeweils vorherrschenden Zeitgeistes. In den »Nachkriegsjahren«, in den 60er und 70er Jahren hieß das für ihn, als »Linker« gegen den in seinen Augen konservativ-restaurativen Kurs der Bundesrepublik zu agitieren. Doch was bestimmt jetzt, im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts, »den Zeitgeist«? In der vierten Versgruppe benennt Enzensberger diesen »Zeit-Un-Geist«. Euphorisch heraufbeschworene Zauberwörter – deren hymnische Erhöhung durch die Ausrufezeichen und das exklamative »o« stilistisch herausgehoben werden – wie »Genome«, »Festplatte«, »Wissenschaft«, »Ecstasy« und »Euthanasie« rufen in der Postmoderne jene Werte auf, die dominieren, die »in« sind. Überhaupt, die mediengesteuerte und marktinszenierte Unterscheidung in »in« und »out« prägt nicht nur unsere Zeit, sondern auch dieses Gedicht. Die ersten drei Versgruppen rufen nämlich Stimmen und Positionen auf, die »out« sind – Stimmen, die Gott ins Spiel bringen, und Überlegungen, wie man gottgemäß leben könne; Stimmen, die nach dem Sinn

des Lebens fragen; Stimmen, die den politischen Kampf für gerechte Verhältnisse einfordern. Heutige Rede von Gott, Sinn und Gerechtigkeit – nichts als Peinlichkeit, Tabubruch, Anlass zu Heiterkeit!

Die ersten vier Versgruppen versuchen, in diesen vier Skizzen den Zeitgeist der – so ja der Titel – »immer kleiner werdenden Unterhaltungen« einzufangen. Die letzte Versgruppe sprengt diesen Duktus auf, in dem sie einen wertenden persönlichen Kommentar anfügt: Auf welche Seite stellt sich der Gedichtspracher? Auf die Seite derjenigen, die die »alten Werte« zumindest als Frage im Bewusstsein halten. Auf die Seite der »Ewiggestrigen«, aber eben unter den Jüngeren! Auf die Seite derjenigen, die dem »Rat der Gottlosen« nicht folgen! Aufschlussreich, wie Enzensberger hier die Dimension »Gott« ins Spiel bringt: Stilistisch in ironischer Brechung, denn zitiert wird der Ton des traditionellen Kirchenliedes in antiquierter Sprachform »Wohl dem«. Und keine positive Setzung »Wohl denen, die da wandeln« wie etwa in dem gleichlautenden Kirchenlied von *Cornelius Becker* und *Heinrich Schütz* aus dem 17. Jahrhundert (GL 614). Sondern in indirekter, doppelt verneinender Schachtelstruktur: »Nicht wandeln im Rat der Gottlosen«. Derart gebrochen wird dennoch deutlich, dass der Gedichtspracher jenen sympathisch zugeneigt ist, die die Rede von Gott und seinen Ratschlägen positiv in den gesellschaftlichen Diskurs einbringen, allen Verlachungen, allen Marginalisierungen, allem Zeitgeist zum Trotz.

Ausblick: Reden von der »Unwiderstehlichkeit der Religion«

Adolf Endler, Silja Walter, Hans Magnus Enzensberger: drei ganz verschiedenartige zeitgenössische Dichter. In einem treffen sie sich: in der Absage an die Absage an Gott. Religion und die Gottesfrage werden hier nicht verschwiegen, sind nicht einfach gesellschaftlich verdunstet, sondern werden ins Spiel gebracht. Die drei aufgerufenen Dichter stehen stellvertretend für viele andere, bei denen sich gerade im gesellschaftlichen Kontext der Postmoderne Widerstand regt gegen ein Verschweigen oder eine Vergleichgültigung der Gottesfrage. Und fast nie geht es dabei um Glaubensbestätigung, sondern um die offen zu haltende *Fragedimension*.

Hier knüpft die Relevanz der aufgezeigten Texte und der damit aufgerufenen Tradition für die Homiletik an. Predigende sollten sich zunächst bewusst werden, dass die Gottesfrage im Kontext unserer Gesellschaft wieder neu ein Thema ist, auch wenn sich viele nun – wie *Jürgen Habermas* – als »religiös unmusikalisch« erkennen. Aber welche Sehnsucht schwingt in dieser Bezeichnung mit! In einem Nachruf auf den Weggefährten *Karl Markus Michel* schreibt *Hans Magnus Enzensberger* im Herbst 2001 bedenkenswerte Worte, die sich wohl zum Teil auch auf ihn selbst und andere Generationskollegen beziehen: »Nur ein Aufklärer kann vielleicht ermessen, wie unwiderstehlich die Religion im Zeitalter ihrer Säkularisierung geblieben ist, und nur ein Ungläubiger weiß zu würdigen, wie tief das Bedürfnis, zu glauben, in der Moderne wurzelt.« Im Kontext binnenkirchlicher Resignation, im Rahmen einer Wahrnehmung, die vor allem den stetig schwindenden Einfluss von Kirche

und Christentum in unserer Gesellschaft hervorhebt, gilt es, die hier benannte »Unwiderstehlichkeit von Religion« wieder neu zum Strahlen zu bringen.

Wie? Die Gedichte weisen darauf hin, dass all zu sichere Wissenssprache, all zu selbstsicher dogmatisch formulierte Antworten, allzu routinierte Wiederholungen von Sprachformen, die für viele nur noch als leere Hülsen gelten, die Fragen eher ersticken. Das »Bedürfnis zu glauben« ist ein Bedürfnis der offenen Suche, nicht der abschließenden Definition. Aber zu dieser Suche werden wir im Blick auf literarische Texte nachdrücklich ermuntert. Kreative Sprachsuche im Wissen um deren Begrenztheit, Ausformulieren von Bildern, stammelndes Schildern von Erfahrungsebenen, das sind die Sprachratschläge, die von den Gedichten ausgehen. Sie selbst bieten sich dazu als Medium an. Warum nicht einmal den Versuch machen, »literarisch zu predigen« (vgl. *Erich Garhammer: Am Tropf der Worte – literarisch predigen, Paderborn 2000*)? Und warum nicht sich dazu auf die Texte *unserer* Zeit einlassen, auch wenn die auf den ersten Blick oft sperrig, unzugänglich, wenig affirmativ wirken? Aufzuzeigen, dass »Gott!« (A. Endler) mehr sein kann als eine süßliche Kindheitserinnerung, die heute nicht mehr schmeckt, wird das Ziel aller Predigten zur Frage nach Gott in unserer Zeit sein. Die neue Unbefangenheit von Schriftstellern unserer Zeit im Umgang mit Religion und der Gottesfrage kann dazu ermutigen und in Form wie Inhalt eine Hilfe sein.

Georg Langenhorst

¹ Vgl. ausführlich zum Thema: Georg Langenhorst: Gedichte zur Gottesfrage. Texte – Interpretationen – Methoden. Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde (München 2003)